

Vorwort

„Es gibt wohl kein schwierigeres journalistisches Arbeitsfeld als die Wissenschaftsberichterstattung“, schrieb 1986 der deutsche Publizistik-Professor Stephan Ruß-Mohl in seinem Ausbildungs- und Praxis-Handbuch *Wissenschaftsjournalismus*. Und er meinte, dass Wissenschaftsberichten noch immer das Odium anhafte, langweilig und kompliziert zu sein.

Was hat sich in den fast 20 Jahren nach diesem Befund getan? Wo steht die Wissenschaftsberichterstattung heute, und welchen Traditionen ist sie verpflichtet? Eine solche Bestandsaufnahme durchzuführen ist eines der Ziele dieses Buches. Es will aber gleichzeitig andeuten, wohin die Entwicklung gehen könnte: Nämlich in Richtung „SciencePop“, also in Richtung eines Wissenschaftsjournalismus, der nicht primär das Sprachrohr der „scientific community“ ist, sondern als ein eigenes, von ganz bestimmten Medien-Stilelementen gekennzeichnetes Pop-Genre für eine Öffentlichkeit spricht, die sich kritisch mit der Wissenschaft und ihren Forschungszielen auseinandersetzt.

Allerdings ist der Wissenschaftsjournalismus von einem solchen Pop-Charakter heute weit entfernt. Stattdessen macht sich, wo immer er auftritt, um über das Neueste aus der Welt der Forschung zu berichten, eine seltsame Schwere breit:

Schon die Überschrift eines wissenschaftsjournalistischen Beitrags sorgt in der Regel für den Eindruck, dass nun die Ernsthaftigkeit die Bühne betritt („Fremdmaterial umkreist den Saturn“).

Bereits der erste Blick auf den Text zeigt, dass nun die europäische Rationalität mit ihrem Wahrheitsdiskurs am Wort ist („Unsere Vorstellungen über die Beschaffenheit der Saturnringe sind immens erweitert worden“).

Daran ändert sich auch nichts, wenn der wissenschaftsjournalistische Beitrag leicht und verständlich gehalten ist und beispielsweise den „übergewichtigen Stern mit Appetit auf mehr“ präsentiert. Oder wenn er fast ein wenig verspielt der Frage nachgeht, ob mit der erfolgreichen Quantenteleportation nicht doch ein Schritt in Richtung Beamen à la „Star Trek“ getan ist:

Wo Wissenschaft *oder eben Wissenschaftsjournalismus* „draufsteht“, ist auch Wissenschaft „drinnen“. Und damit das, was uns zu den Tiefenstrukturen unserer (Lebens-)Welt führt, zu den tragenden Elementen unserer Existenz.

Doch: Es ist nicht allein der Inhalt, der dem Wissenschaftsjournalismus eine gewisse Strenge und ein gewisses Gewicht gibt. Es liegt auch an seinem Selbstverständnis.

Tatsächlich will die Wissenschaftsberichterstattung weniger der Medien-, als vielmehr der Wissenschaftswelt angehören. Während etwa Polit- oder auch Wirtschaftsjournalisten gerne die hyperkritische und aufdeckende Opposition mimen und damit über die Jahre ein ganz spezifisches *Mediengenre* mit eigenen Gesetzen und Logiken etabliert haben, könnten Wissenschaftsjournalisten auch in Forschungsinstitutionen zu Hause sein:

Kein anderer journalistischer Zweig fühlt sich seinem Gegenstand so verpflichtet wie das „science reporting“, wie es im Englischen heißt. Überspitzt formuliert will der Wissenschaftsjournalismus weder provozieren noch will er die Stimme sein, die von außen in das System Wissenschaften eindringt und dessen etablierte Abläufe, Überzeugungen und

Ausrichtungen in Frage stellt. Vielmehr ist er eine „Wissenschaft light“, die für eine breitere Öffentlichkeit zugänglich und nutzbar machen will, was sonst nur die Mitglieder einer wissenschaftlichen In-Group – die Chaostheoretiker beispielsweise – verstehen.

Wissenschaftsjournalismus ist nämlich, wie es Klaus Taschwer in diesem Buch formuliert, weiterhin dem „Popularisierungs-Paradigma“ verpflichtet. Und dieses kennt Kritik an Forschungsergebnissen oder Forschungsthemen nur insofern, als dass vielleicht deren Verständlichkeit und Gebrauchswert bemängelt werden (wenn die Journalistinnen und Journalisten nicht überhaupt verkappte WissenschaftlerInnen sind, die eine in die Medienwelt verpflanzte „wissenschaftliche Kultur der kritischen Auseinandersetzung und Überprüfung von Einzelergebnissen“ pflegen).

Doch mit dieser „Konsumentenschützer-Mentalität“ ist der Wissenschaftsjournalismus meilenweit von dem entfernt, was *mediale Kritik* heute auszeichnet. Denn trotz Trivialisierung und Hinwendung zum Entertainment auf allen Ebenen sind die Medien weiterhin jene Orte, an denen sich so etwas wie „Öffentlichkeit“ artikuliert und in denen diese „Öffentlichkeit“ auch kritisch gesellschaftliche *Institutionen* und *Entwicklungen* hinterfragt. Und gerade eine derartige kritische Haltung hat sich der Wissenschaftsjournalismus bis heute nicht zu Eigen gemacht.

Dabei würde eine *wissenschaftsjournalistische Institutionenkritik* dringend gebraucht. Allein schon deshalb, weil – wie Helga Nowotny in ihrem Beitrag für diesen Band deutlich macht – die Wissenschaft mit einem *Legitimitätsproblem* konfrontiert ist:

Sie ist kein „Spiegel der Natur“, keine große Dechiffriermaschine, die das Buch der Welt endgültig richtig entschlüsselt. Auf die Fragen, die wir an die Welt richten, lassen sich – auch auf der Basis wissenschaftlich-empirischer Forschung – unterschiedliche Antworten geben, und welche Antworten wir bevorzugen, ist – wie schon die Auswahl der Fragen selbst – letztlich von Werthaltungen und gesellschaftlich-politischen Zielen abhängig.

Die Wissenschaft kann sich also nicht selbst vollständig legitimieren. Stattdessen muss sie das Gespräch mit der Öffentlichkeit suchen, die vor dem Hintergrund ihrer – vielfältigen, hoch differenzierten – Ziele und Wünsche klarstellt, welche möglichen Forschungs-Wege und -Richtungen sie ablehnt oder umgekehrt für verfolgenswert hält.

Allerdings: Wie kann Wissenschaftsberichterstattung dieses Gespräch vorantreiben? Wie kann man diese Wendung hin zu einem – im Sinne der Medientradition – *kritischen Wissenschaftsjournalismus* vollziehen?

Wie Winfried Göpfert in seinem Artikel zeigt, weist die Entwicklung eher in die Gegenrichtung. Das „Popularisierungs-Paradigma“ regiert nicht nur – es hat mittlerweile auch eine kleine Schwester bekommen, von der es zusätzlich gestützt und gefestigt wird: die „PR-Revolution“.

Wissenschafts-PR, so Göpfert, ist auf dem besten Weg, dem Wissenschaftsjournalismus den Rang abzulaufen. Von den Forschungseinrichtungen selbst produziert und noch näher als das „science reporting“ an den Wissenschaften dran, praktiziert sie die absolute Selbstdarstellung von Wissenschaft und wissenschaftlichen Ergebnissen. Alles Erforschte, so legt die durchschnittliche Wissenschafts-PR-Aussendung nahe, ist gut, innovativ und zukunftssträftig; selbst dann, wenn die amerikanische Konkurrenz in Wirklichkeit schon drei Schritte weiter ist. Doch das erfährt ohnedies niemand. Dank ihres formalen Auftritts als journalistischer Bericht schafft es die Aussendung aber dennoch, in Tageszeitungen oder Magazinen abgedruckt zu werden – meist ohne dass irgendjemand ihren Inhalt gegengecheckt hätte.

Es gibt aber auch andere Entwicklungen.

Beispielsweise erinnert Walter Grond in seinem Buch-Beitrag an die zunehmende Popularität des soziologischen Essays – und liefert damit einen Hinweis darauf, wo man Impulse für einen neuartigen kritischen Wissenschaftsjournalismus finden könnte. Und in der Tat scheint es im Mischfeld aus Literatur und Wissenschaft zu gären.

Den besten Beweis dafür liefert der Reiseschriftsteller Bill Bryson, der in seiner *Kurze(n) Geschichte von fast allem* von einer „Fahrt“ durch die Geschichte der Wissenschaften berichtet. Indem er von wissenschaftlichen Theorien und deren historischer Genese pointiert und oft auch amüsiert *erzählt*, stellt er einerseits Forschungsinhalte dar, um andererseits doch so etwas wie das Sprachrohr einer „alltäglichen Vernunft“ zu sein, die sich von den dargestellten Erkenntnissen fasziniert, bei passendem Anlass aber auch belustigt zeigt.

Von hier ist der Weg nicht mehr weit zu einem Wissenschaftsjournalismus, der eher zur Medien- als zu Wissenschaftswelt gehört. Auf der *Erzählung* ließe sich ein *eigenständiges wissenschaftsjournalistisches Genre* errichten, das sich vom „Popularisierungs-Paradigma“ gelöst und die Repräsentation von Öffentlichkeit ins Zentrum gerückt hat.

Wie eine solche *erzählende Wissenschaftsberichterstattung* dann auch noch von „praktischem“ Wert sein kann, also so erzählt, dass die Erkenntnisse für die Rezipientinnen und Rezipienten einen praktischen Gebrauchswert aufweisen, hat das Netzkultur-Magazin *Wired* in seiner Hochblüte Mitte der Neunzigerjahre vorexerziert. Denn die Erzählungen wurden damals geschickt und überzeugend an aktuellen Problemen und Lebenssituationen festgemacht – womit *Wired* über den Weg des Netz- und Technikjournalismus neue Maßstäbe für die Wissenschaftsberichterstattung gesetzt hat.

Zustimmung für einen solchen Wissenschaftsjournalismus gäbe es dabei wohl von Seiten der MedienkonsumentInnen. Denn diese sind – so zeigt die Studie der Fachhochschule (FH) JOANNEUM, die vom „Studiengang für Journalismus und Unternehmenskommunikation“ eigens für das vorliegende Buch produziert wurde – keineswegs an perfekten Animationen und Simulationen von neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen interessiert. Was die KonsumentInnen wirklich wollen, sind gut geschriebene – erzählte?! – Geschichten, die vertiefendes Hintergrundwissen zu aktuellen Entwicklungen beinhalten. Was, wie Philipp Steger in seinem Beitrag darlegt, in den USA offensichtlich schon erkannt worden ist, wird dort einer narrativen Wissenschaftsberichterstattung doch große Bedeutung beigemessen.

Aber noch ist das Zukunftsmusik.

Noch verfolgt der Wissenschaftsjournalismus vor allem die popularisierende Darstellung und Promotion der Wissenschaften. Das heißt: Noch ist er vor allem PopScience, und nicht schon *SciencePop*, der – wie jedes Stück (Medien)Popkultur – seine *eigenen Gesetzmäßigkeiten* und sein eigenes *Genre* entwickelt hat; ein Genre, das durch das Erzählen von Wissenschaft gekennzeichnet ist und das in dieses Erzählen die kritische Stimme der „öffentlichen Vernunft“ einfließen lässt.

Aus diesem Grund haben wir den vorliegenden Sammelband zusammengestellt.

Um über das Prinzip der Bestandsaufnahme den Weg zu Neuem zu eröffnen; zu einer neuen Kultur der Wissenschaftsberichterstattung, deren Konturen wir hier zu skizzieren versucht haben.

Diese Bestandsaufnahme wäre jedoch nicht möglich gewesen, wenn wir nicht von verschiedenen Seiten unterstützt worden wären.

Unser Dank gilt an dieser Stelle speziell unseren Autorinnen und Autoren, die sich – und hier sei explizit das Team der FH JOANNEUM, Studiengang Journalismus und Unternehmenskommunikation, erwähnt – mit viel Euphorie und Engagement darauf eingelassen haben, das Phänomen Wissenschaftsjournalismus zu ergründen. Das Ergebnis der Arbeit spricht für sich, und wir hoffen, dass unsere Autorinnen und Autoren unsere Freude an diesem Buch teilen.

Ebenso wollen wir all jenen danken, die das vorliegende Projekt finanziell unterstützt haben, namentlich dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur bm:bwk, der MA 7 – Wissenschafts- und Forschungsförderung der Stadt Wien und der APA - Austria Presse Agentur. Sie haben uns die Realisierung dieses Bandes entscheidend erleichtert.

Und schließlich sei noch den beiden Personen unser Dank ausgesprochen, die das Buch in seine finale Form gebracht haben, Christine Maitz (Lektorat) und Elisabeth Peyer (Satz). „SciencePop“ würde ohne euch nicht existieren!

Wien/Graz, im August 2004

Christian Müller (APA)

Christian Eigner, Peter Nausner (NNV)